

HEYNE <



DIE ELIZABETH MAY
FEENJÄGERIN

ROMAN

»Du bist ein Juwel. Ich weiß deine Mühen, meinen Ruf zu wahren, zu schätzen.« Ich nicke in Richtung der Paare. »Warum tanzt du nicht?«

»Du weißt doch, dass meine Mutter Walzer für ungehörig hält.«

Ich beobachte die tanzenden Paare. Sie wirbeln durch den Raum, die Körper eng aneinandergedrückt. Intim, vertraut. So wie Tänze eben sein sollen.

»Deine Mutter würde selbst den Anblick eines Stuhlbeins für ungehörig halten«, sage ich. Catherine prustet los, ein erfreulich undamenhafter Laut. »Aileana!«

»Was denn? Der Walzer gilt doch jetzt schon viele Jahre als akzeptabel.«

»Oh, sag *ihr* das mal«, erwidert Catherine trocken. »Ich würde zu gerne hören, wie sie jemand anderem Vorträge hält.«

»Wo ist die geschätzte Lady überhaupt?« Ich blicke mich um. »Nutzt sie die Gelegenheit, sich in deinem Namen an ein paar der übrig gebliebenen Gentlemen ranzuschmeißen?«

»Ich fürchte, ich wurde bereits sämtlichen Herren vorgestellt.« Catherine weist mit dem Kinn auf etwas hinter mir. »Eigentlich, ähm, starrt sie *dich* an.«

Ich wende mich um. Lady Cassilis ist von ihren Freundinnen umringt, die übrigen Matronen Edinburghs, deren Töchter noch vermählt werden müssen. Zweifellos diskutieren sie das Vorhaben, arme, törichte Männer zu umgarnen, doch die Vicomtesse scheint nicht zuzuhören.

Du lieber Himmel. Mit diesem finsternen Blick könnte sie sogar einen Wiedergänger verscheuchen. Ich betrachte meine schiefe Schleife. Vielleicht sehe ich doch schlimmer aus, als ich dachte. Wahrscheinlich wundert sich Lady Cassilis gerade, weshalb sie sich von Catherine hat nötigen lassen, bei zeremoniellen Veranstaltungen die Verantwortung für mich zu übernehmen.

Ich setze ein liebenswürdiges Lächeln auf und wedle mit den Fingern in Richtung der Vicomtesse. Hätte ich sie angespuckt, Lady Cassilis hätte nicht erschütterter dreinblicken können.

»Dann darf ich also annehmen, sie ist wütend auf mich?« Ich grinse Catherine an.

»Du hast fünf Tänze verpasst! *Natürlich* ist sie wütend auf dich. Ich hoffe, deine Kopfschmerzen waren es wert.«

»Das waren sie definitiv«, antworte ich.

Catherine mustert mein Haar, mein Gesicht und den unpassenden Zustand meines Kleids. »Vergib mir, wenn ich so unverblümt bin, aber du siehst grauenhaft aus.«

Ich mache eine unbekümmerte Handbewegung. Frisuren arrangieren zählt nicht gerade zu meinen Talenten. Und Bänder um ein Kleid wickeln, um Verletzungen zu verbergen, offensichtlich auch nicht.

»Wie gemein, so etwas zu sagen«, erwidere ich. »Was, wenn ich gerade einer gefährlichen Situation entkommen wäre?«

Wieder mustert mich Catherine von Kopf bis Fuß. »Gerade noch, würde ich sagen.«

»Dein Vertrauen in mich ist umwerfend.« Ich blicke mich um. Niemand beachtet uns. Einige Grüppchen schieben sich bereits durch die Ausgänge. Genug für heute. »Sieh doch, niemandem sonst ist auch nur aufgefallen, dass ich anders aussehe.«

»Weil die alle vom Punsch beschwipst sind. Irgendjemand muss da ziemlich viel Alkohol reingekippt haben.«

Also deshalb waren die Spender leer. »Nicht zu fassen, dass ich das verpasst habe«, sage ich. »Wie überaus enttäuschend.«

»Wechsel nicht das Thema. Sag mir lieber, was passiert ist.«

»Wie du willst. Also, da war eine Fee.« Ich beschließe, ihr einen Teil der Wahrheit zu enthüllen, um zu sehen, wie sie reagiert. »Eine ziemlich hässliche, so wie die, von der du immer vermutet hast, sie würde unter deinem Bett wohnen.«

»Na schön«, antwortet Catherine trocken. »Behalt deine Geheimnisse für dich. Aber als Entschädigung, dass du mich die halbe Nacht allein gelassen hast, verlange ich zum Mittagessen eine extra Portion Shortbread.«

»Einverstanden.«

Nachdem sich Lady Cassilis und ihre Freundinnen langatmig voneinander verabschiedet haben, besteigen sie, Catherine und ich für die einstündige Heimfahrt vom Landsitz der Hepburns eine Luftkutsche. Catherine versucht sich an höflichem Geplauder, doch irgendwann versagen auch ihre Manieren. Lady Cassilis starrt die ganze Zeit mit strenger Miene aus dem Fenster. Nur das Flüstern des Motors und der Flügelschlag der Kutsche sind zu hören, während wir dicke Wolken durchschneiden.

Als wir auf dem Charlotte Square landen, ist es immer noch vollkommen still in unserem Gefährt. Lady Cassilis' Kutscher hilft mir auf die Straße und schließt die Tür hinter mir. Lady Cassilis schiebt das Fenster zur Seite, um mich mit einem stummen Kopfnicken zu entlassen. Offensichtlich hat sie mir noch nicht verziehen.

Ich nicke zurück und lächle – nett wie ich nun mal bin – nur Catherine zu. »Gute Nacht, Catherine.«

»Ich sehe dich dann zum Mittagessen«, erwidert sie. »Schlaf schön.«

Lady Cassilis schnaubt und zieht das Fenster zu.

Der Kutscher und ich betreten den Gehweg vor meinem Haus, ein hohes, weißes, neoklassizistisches Gebäude. Nummer sechs ist das größte Anwesen am Platz. Neun Fenster schmücken die Fassade. Sie sind der ganze Stolz meines Vaters, trotz der verdammt hohen Fenstersteuer in diesem Land. In der oberen Reihe strukturieren Steinsäulen die Frontseite. Bis auf einen kleinen Lichtspalt zwischen den Vorhängen des Vorzimmers ist es dunkel im Inneren.

Eine aufkommende kalte Brise zaust mir das Haar. Ich schaudere und wickle die Stola fester um meine Schultern, während mich der Kutscher bis zu den Stufen der Eingangstür geleitet.

Sie ist immer offen, sodass ich nicht nach einem Diener klingeln muss. »Danke«, sage ich. »Sie können mich nun unbesorgt zurücklassen.«

Der Motor der Kutsche springt mit einem schrillen Pfeifen an. Dann ein dreimaliges Flügelschlagen zu beiden Seiten der Maschine, ein Tuckern, und ächzend hebt sie vom Kopfsteinpflaster ab. Warmer Dampf schlägt mir entgegen, als das Vehikel langsam in die Lüfte steigt und in dicken Regenwolken verschwindet.

5

Als ich das Vorzimmer betrete, dringt vom Keller her ausgelassenes Gelächter zu mir herauf. Bestimmt das Küchenpersonal, das sich nach getaner Arbeit ausruht. Die übrigen Flügel sind verlassen, mein Vater ist nur selten zu Hause.

An der gegenüberliegenden Wand brennt eine winzig kleine Laterne. Ich knipse sie aus und gehe, an den Porträts meiner Ahnen vorbei, die Treppe hinauf. Ganz oben, an letzter Stelle, hing früher einmal das Familiengemälde, bis mein Vater es nach dem Tod meiner Mutter in eins der anderen Zimmer verbannt hat. Der Haken, der es gehalten hat, ist noch da. Dunkel hebt er sich von der hellen Tapete ab.

Als ich endlich in meinem Zimmer bin, ziehe ich an dem Hebel neben der Tür, um den Beleuchtungsmechanismus einzuschalten. Zahnräder an der Decke klicken und schnurren. Die an dem Gebälk über mir befestigten Hängelichter flackern und werden langsam heller.

Mein Zimmer ähnelt dem Inneren eines Schiffs. Die Wände sind mit Teakholz getäfelt, zwischen den Paneelen stecken kleine Glühbirnen. Das Steuer eines schottischen Schoners ist an die gegenüberliegende Wand montiert, eingerahmt von Landkarten der Äußeren Hebriden und aufgefädeltem Meerglas, das meine Mutter und ich in diversen Ferien am Strand gesammelt haben.

Das Zimmer ist genau nach meinen Anweisungen gebaut worden. Stundenlang hat meine Mutter mit mir zusammengesessen und die Pläne entworfen. Noch eines unserer zahlreichen Projekte, eins von vielen. Doch erst nach ihrem Tod habe ich eine Crew angeheuert, um das Zimmer ausgestalten zu lassen, und dabei noch ein paar eigene verborgene Details dazugeschmuggelt.

Wie immer herrscht eine schreckliche Unordnung. Über den Mahagoni-Arbeitstisch verstreut liegen meine derzeitigen Versuche, eine Waffe zur Tötung von Feen zu konstruieren. Der Rest meines Arsenal befindet sich in einem verschlossenen Schrankkoffer neben dem roten Samtsofa.

Müde setze ich mich hin und ziehe mir die Schuhe aus, als es an der Tür klopft. »Ja?«

Mein Hausmädchen lugt herein. »Darf ich reinkommen, Lady Aileana?«

»Natürlich.«

Dona schließt die Tür hinter sich. Mein Vater hat sie vor drei Wochen angestellt, damit sie mich ankleidet und auf gesellschaftliche Ereignisse vorbereitet. Mit ihren gerade mal fünfzehn ist Dona ein schüchternes Mädchen, deren hellblondes Haar unter einem Leinenhäubchen steckt. Da sie ein gutes Stück kleiner ist als ich, muss sie sich auf die Zehenspitzen stellen, um an die obersten Knöpfe meines Kleids heranzukommen.

Ich stehe auf. Dona schlüpfte hinter mich und macht sich umgehend daran, mein Kleid aufzuknöpfen. Wäre sie nicht hier, ich wäre bestimmt versucht, mir dieses unerträgliche Ding vom Leib zu reißen und es quer durchs Zimmer zu pfeffern.

»Haben Sie etwas gesagt, Mylady?«

»Hmm?« Gott, hatte ich etwa, ohne es zu merken, laut gesprochen? Ich reibe mir die Augen. »Ich bin nur müde.«

»Hatten Sie eine schöne Zeit auf dem Ball?«

Oh, aye. Hab 'ne Fee gekillt. Meine fünfte diese Woche.

Ich räuspere mich. »Doch, ja.«

Dona öffnet noch ein paar Knöpfe und hält dann inne. »Entschuldigen Sie, Mylady, aber war dieses Band vorher schon da? Ich erinnere mich gar nicht ...«

»Das habe ich hinzugefügt«, antworte ich schnell. »Wenn Sie mir das Korsett bitte aufschnüren könnten? Den Rest schaffe ich allein.«

Erschöpft wie ich bin, habe ich das Band völlig vergessen. Selbst das taktvollste Hausmädchen würde beim Anblick meines zerfetzten Mieders und der Wunden in Panik geraten. Ich habe Glück, dass kein Blut durchgesickert ist. Wenn die Situation es erfordert, bin ich eine geschickte Lügnerin, aber hier würde sogar ich in Erklärungsnot kommen.

Dona zögert, antwortet jedoch: »Natürlich.« Sie öffnet die restlichen Knöpfe und beginnt, mein Korsett aufzuschnüren. »Ich habe mich gefragt, ob Sie hier irgendwo Mäuse gesehen haben?«

»Nein. Wieso, haben wir eine Plage?«

»Nicht ... so richtig.« Dona beugt sich vor, um mir zuzuflüstern: »Aber ich habe Kratzgeräusche gehört. Sie kamen aus Ihrem Ankleidezimmer.«

»Ach wirklich?«, antworte ich trocken. Wenn das nur Mäuse wären ...

»Und ich dachte, ich hätte jemanden singen gehört«, murmelt sie so leise, dass sie auch mit sich selbst hätte sprechen können.

»Singen?« Ich bleibe reglos stehen. Kälte kriecht mir die Wirbelsäule hoch.

»Da ist nichts«, sagt sie schnell. »Bestimmt habe ich es mir nur eingebildet.«

Ich schlucke schwer. »Trotzdem werde ich MacNab morgen bitten, mein Ankleidezimmer zu inspizieren.«

Ich bin versucht, ihr eine Handvoll Geldscheine zu überreichen – so viel, dass sie über die Runden kommt, bis sie eine neue Anstellung findet – und ihr zu sagen, sie solle aus meinem Haus verschwinden und nie wieder nach Edinburgh zurückkommen. Nein, nach Schottland.

Dona schnürt mein Korsett vollständig auf. »Hüte dich vor den Feen«, sagt sie mit einem Lachen in der Stimme. »Meine Großmutter hat erzählt, dass manche von ihnen in Schränken und Ankleidezimmern hausen.«

Natürlich habe auch ich, als ich klein war, Geschichten über Feen gehört. In Schottland wird kein Kind ohne sie und ein gesundes Maß an Aberglauben groß.

Doch man präsentierte uns Feen als alpträumhafte Märchenwesen und ganz bestimmt nicht als Tatsachen. Catherines Bruder neckte uns oft mit Geschichten und meinte, wir sollten mit einem offenen Auge schlafen, damit sie uns nicht aus unseren Betten stehlen. Irgendwann hörte ich auf, an diesen Unsinn zu glauben. Bis ich erfuhr, dass all die Geschichten wahr sind.

Nach wie vor gibt es ein paar Schotten, die an Feen glauben, doch sie werden immer weniger, denn nur eine Handvoll Menschen kann Feen überhaupt wahrnehmen. Außerdem

wurden an sie Glaubende von den Bestrebungen der Kirche von Schottland eingeschüchtert, die darauf abzielten, sogenannte »unkultivierte« Überzeugungen an den Pranger zu stellen. Aber in Kindergeschichten existieren Feen in diesem Land trotzdem.

»Was haben sie dir noch erzählt?«, komme ich nicht umhin zu fragen.

»Dass Feen alles, was du dir je erträumt hast, erfüllen«, erwidert Dona. »Im Austausch gegen deine Seele. Und dass ich immer Eisen am Körper tragen sollte. Zum Schutz.«

Ich schlucke. Ich wünschte, ich könnte ihr sagen, dass das mit dem Eisen nicht funktioniert. Hat es nie. Dass ich einmal fast gestorben wäre, weil ich dachte, es würde mich beschützen. »Nun, das ist ziemlich dumm, nicht wahr?«

»Ja, ist es«, murmelt Dona zögernd. Ich habe dennoch keinen Zweifel, dass sie die Märchen ihrer Großmutter halb glaubt. Sie tritt beiseite. »Benötigen Sie sonst noch etwas?«

»Nein, danke, Dona. Gute Nacht.«

Ich schließe die Tür hinter ihr und warte, bis ihre Schritte in der Diele verklungen sind. »Derrick«, sage ich in den leeren Raum hinein. »Mach, dass du aus dem Ankleidezimmer rauskommst, und zwar sofort!«

Die Tür schwingt auf und kracht gegen die Wand. Ein schwacher Geschmack nach Gewürzen und Lebkuchen legt sich auf meine Zunge, und im nächsten Augenblick schießt ein Lichtball, nicht größer als meine Handfläche, aus dem Ankleidezimmer.